Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 3

Artikel: E Wintertag im Oberland

Autor: Howald, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633331

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

man an, daß dem Glauben auch ein Wunsch: das Verlangen nach Taten, nach großen, kühnen Ereignissen, zu grunde liege. Ziemlich erregt warf Inäbnit ein, daß das ja der komplette Wahnsinn sei. Aber diese Behauptung erregte vielfachen Widerspruch. Der Krieg an sich habe doch wohl auch eine Aufgabe und sei eine Notwendigkeit. Aber Inäbnit wollte davon nichts wissen. Im alten Machtstaat des Altertums und des Mittelalters, ja noch im Polizeistaat der neueren Zeit sei der Krieg vernünftig gewesen, weil er dem Staatszweck entsprochen habe. Das Gedeihen des eigenen Staates, so habe man damals geglaubt, hänge davon ab, daß es dem Nachbarstaat möglichst schlecht gehe, daß er möglichst schwach sei. Beim modernen Wohlfahrtsstaat aber sei gerade das Gegenteil der Fall. Die Entwicklung des Industrialismus, mit seinem Aufschwung des Verkehrswesen habe in wirtschaftlicher Beziehung die Landesgrenzen gesprengt, heute hänge das Gedeihen und Blühen des eigenen Staates so gut wie vollständig davon ab, daß es auch den Nachbarstaaten möglichst gut gehe, daß sie möglichst kaufkräftig seien. So vernünftig an sich die Feindschaft unter den Machtstaaten gewesen sei, so wahnsinnig sei ein Krieg unter Wohlfahrtsstaaten. Wenn diese Katastrophe über Europa ausbrechen sollte, so liege das Ungeheuerliche und Verbrecherische, das in der Weltgeschichte seines Gleichen nicht habe, darin, daß es sich um ein Gemetzel zwischen Wohlfahrtsstaaten handle, in einer Epoche der Kulturentwicklung, die bisher von keinem Volk und keinem Erdteil erreicht worden sei. Diese Behauptungen waren der Gesellschaft zu allgemein und das Gespräch wandte sich wieder den Einzelheiten und den in die Krise verwickelten Nationen zu. Christians Interesse an dem Gespräch erlahmte, er kam mit dem Flieger überein, daß sie morgen Abend einen Aufstieg machen wollten und dann verabschiedete er sich.

Aber Christian konnte lange nicht einschlafen. Die unzusammenhängensten Gedanken jagten durch sein Hirn. Bald ging er mit Katarina am Waldrand, und er sagte zu ihr: „Katarina, wir könnten uns eigentlich Du sagen. — Und was meinst Du, könnten wir beide nicht zusammen leben? Wir rücken so allsgemach der Schattenseite des Lebens entgegen. Wie traulich und behaglich ließe sich zusammen hausen! Es könnte sehr nett werden. Ein Bischen lieb hast Du mich ja, und ich dich auch.“ — Warum hatte er ihr das nicht gesagt? Ganz plötzlich hatte ihn eine beklemmende Angst übernommen. Gott, er war doch sonst nichts weniger als scheu, Frauen gegenüber. Nur bei Katarina wurde er sofort verzagt, so bald nur um ein Geringes die Grenzen überschritten wurden, die die Menschen in der Regel trennen. Gleich darauf fiel ihm ein, daß er morgen Abend fliegen würde, es war also eine Möglichkeit vorhanden, daß er morgen um diese Zeit mit zerschlagenen Gliedern in einem Spital läge, oder gar nur ein Kohlenhäufchen war. Er schätzte sein Leben nicht sehr hoch ein, aber es war immerhin denkbar, daß es gerade jetzt recht interessant und lebenswert geworden wäre, weniger wegen Katarina, he, da war überhaupt noch nichts sicher. Das wollte er sich noch sehr überlegen; aber wenn jetzt der Weltkrieg ausbrach, dann — dann kam eine große Zeit. Das war ja das Erbärmliche, es geschah nichts Großes mehr. Ein kleinlicher Krämergeist regierte die gesamte Menschheit und bestimmte alle ihre Taten. Es war zum Ersticken. Eine wirklich große, große Explosion tat not. Und plötzlich war er in Rom und schlenderte durch die Via Pandolfi, in der er gewohnt hatte. Da begegnete ihm ein mageres Mönchlein, das ihn mit seltsam tiefen, stillen Augen ansah. „Kommst Du mit mir?“ frug er, und Christian antwortete: „Warum nicht?“ Und sie gingen durch schmale Gassen, in denen es erstickend heiß war, und schlecht roch, und kamen durch einen großen Garten an ein kleines Törlein, stiegen über schmale Treppen empor, leise, leise. Behutsam öffnete das Mönchlein eine Türe und in einem engen Zimmer mit rotem Steinboden und nackten Wänden saß ein Greis, ganz in Weiß gekleidet, am Fenster, den Finger in einem auf die Schoß gesunkenem Büchlein, dessen Deckel die milden reichen Farben eines venezianischen Sommerabends, an dem Himmel und Erde Hochzeit feiern, in einem Ornamente trug. „Herr Papst,“ sagte das Mönchlein, und der Greis hob leise seine Stirne, ohne sich umzusehen. „Herr Papst, wie ist es nun? — Ist jetzt die Zeit nicht gekommen?“ Da wandte der alte Mann sein Gesicht dem Mönchlein zu. Und ein Schmerz lag über diesen Zügen, eine Traurigkeit und Hilflosigkeit, darüber man weinen mußte. „Kann ich denn, Francesco?“ frug er mit einer müden, gebrochenen Stimme. Und das Mönchlein verneigte sie tief und sagte: „Ich wußte es ja, Ihr könnt nur noch sterben, Herr Papst. Gott ist nicht dort, wo Ihr ihn suchtet, ich habe es immer gesagt!“ (Fortsetzung folgt.)

E Wintertag im Oberland.

D'r Tag luegt über d'Bärge-n-i.
Was güggelisch so lang?
Tue nit so schüüch doch! Chum du gschwing!
's wird eim ja angscht und bang.

D'r Tag dänkt aber so für sich:
's git dir ne Schtrich d'rdür!
Ar fummlet ume-n-und zieht — ach —
Die grosse-n-Umhäng für.

Im Augeblick isch d's Wätter da;
's schtrubuusset und git Schnee,
I glaube gäng, i ha bis jetz
Mir Läbtig nüt so gseh.

D'r Luft peutscht d'Flocke-n-über d's Land;
Sie tanze hin und här;
Sie zwirble-n-uf und wieder ab,
Wie wenn das gäng so wär.

Keis Vögeli flügt meh dür d'Luft;
Schtill isch es duss und tot;
E Chräje bloss suecht uf d'r Schtrass
Es magers Morgebrot.

Da het d'r Luft d'r Atem a;
V'rschnuppe muess er chli!
Uf einisch isch au d'Sunne da,
Sie chönnt nit schöner si.

Und d's Birebäumli näbem Hus,
Wie schteit es schtattlich da!
„Jä gäll, wie ha-n-i jetze doch
Es prächtigs Gwändli a?“

Doch wieder chunt d'r Tag und zieht
Die grosse-n-Umhäng für;
D'r Luft pfift wieder mir um d's Hus
Und wäit m'r Schnee vor d'Tür.

Und wieder isch nes Wetter da;
's schtruubuusset und git Schnee,
I glaube gäng, i ha bis jetz
Mir Läbtig nüt so gseh.

J. Howald.